

Gisela Notz

Leit-?!-Bild Familie

"Das von der guten alten Zeit, wie sie immer sagen, das kann man vergessen"

Dieser Ausspruch eines Bergbauern im Bezug auf die heile alte Bergbauernfamilie (Girtler, 1989, 277) ist auch auf Familie im Allgemeinen zu übertragen. Die "goldenen" Zeiten sind eine Schimäre. Die Familie war nie ausschließlich ein Hort der Geborgenheit. Es fand dort immer auch leidvolle Auseinandersetzung, Gewalt und Ausgrenzung statt. Viel zitiert und glorifiziert wird das "ganze Haus" der vorindustriellen Gesellschaft, eine Familienform, zu der verwandte und nicht verwandte Personen zählten. Nicht der Verwandtschaftsgrad - wie heute -, sondern die Position in der Hausgemeinschaft regelte die Beziehungen. Diese Familie war ebenso wenig wie die folgenden Familientypen eine "heile Familie". Sie war - abgesehen davon, daß sie nur für eine kurze Zeitspanne, vornehmlich im großbäuerlichen Bereich existierte - bereits patriarchal organisiert und basierte auf der traditionellen zentralen Rolle des Vaters, der notfalls mit Hilfe des Faustrechts sein Patriarchat verteidigte. Das "ganze Haus" existiert so kaum mehr, geblieben sind "Hausvater" und "Hausmutter", wenn auch in veränderter Form. Art und Weise der gesellschaftlichen Produktion und der damit verbundenen Besitz- und Machtverhältnisse sowie Arbeits(ver)teilungen bestimmen nach wie vor die Struktur der Familie.

In diesem Beitrag will ich zunächst der Frage nachgehen, was Familie eigentlich ist. Ist sie eine gefährdete Art, oder ist die Kernfamilie im Kern eigentlich kerngesund? Anschließend werde ich eine offensichtlich außerordentlich stabile Komponente der Familie beleuchten: die Arbeitsteilung innerhalb der Kernfamilie. Es folgt die Darstellung der staatlichen Begünstigung der Hausfrauenehe mit der Folge der Diskriminierung von anderen Lebensformen. Das wirft die Frage auf, warum traditionelle Familienbände dennoch reißen und was an ihre Stelle tritt. Abschließend werden neue Netzwerke aufgespürt und einige Perspektiven für zukünftige (Zusammen-) Lebensformen entwickelt.

Was ist Familie?

"Wer die Zukunft gestalten will, muß die Familie fördern, denn sie ist die Basis unserer Gesellschaft" oder: "Die Familie ist die Keimzelle der Gesell-

schaft und bedarf als solche besonderer Aufmerksamkeit" (Geschäftsstelle der Deutschen Nationalkommission für das Internationale Jahr der Familie, 1994, 9 und 28). So und ähnlich lauteten die Lobeshymnen auf die Familie anlässlich des Internationalen Jahres der Familie 1994. So und ähnlich lauten auch die Versprechungen fast aller Parteien und Institutionen, die sich der Verbesserung der (ökonomischen) Situation der Familie verschrieben haben. Familie wird für die Entstehung und den Bestand einer Kultur menschlicher Gemeinschaft als unentbehrlich bezeichnet, weil sie die erste Sozialisationsinstanz ist, in der Wert- und Verhaltensnormen entwickelt werden, die über das bloße Überleben der Menschheit und die (materielle) Existenzsicherung hinausweisen. Genannt werden: Kulturelle Werte, Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit, Respekt vor der Individualität und ein Bewußtsein für die Verpflichtung zur Solidarität (Rönsch, 1994, 40). Die Kleinfamilie ist aber auch die billigste Einrichtung zur Versorgung von Kindern, Pflegebedürftigen und alten Menschen. Sie erspart Staat und Kommunen die Bereitstellung von kostenaufwendiger sozialer, pflegerischer und pädagogischer Infrastruktur. Auch deshalb besteht ein Interesse an ihrer Aufrechterhaltung. Und auch deshalb besteht ein Interesse, die Frauen in den Familien stecken zu lassen, wie es der erste deutsche Familiensoziologe bereits 1855 formuliert hat: "Denn in der Familie stecken die Frauen. Sie sollen wirken für das öffentliche Leben, aber man soll ihrer dabei nicht ansichtig werden, denn sie sollen zu Hause bleiben" (Riehl 1855).

Was aber ist diese Familie? Ist sie ein kunstvoll verwobenes System (Schnack/Neutzling, 1990, 72) oder ist sie ein Mythos, der allen Wiederbelebungsversuchen zum Trotz längst verblaßt ist? Kein Zweifel: Die Familie ist eine der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen. Nahezu alle Menschen machen ihre ersten sozialen Erfahrungen in der Familie. Wenn SoziologInnen von Familie reden, so geht es meist um die traditionelle Familienform in der bürgerlichen Gesellschaft. Das ist die Zweigenerationenfamilie, die auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft von Vater, Mutter und Kindern. Der Mann ist der Familienvorstand, er ist außerhalb des Hauses erwerbstätig, geht hinaus "ins feindliche Leben", während die Frau als Hausfrau für die Betreuung der Kinder und für pflegebedürftige Personen sowie für den Haushalt zuständig ist. Für die Arbeiterschicht wurde das traditionelle Familienbild schon Ende des 19. Jahrhunderts zum erstrebenswerten Ziel: Es blieb aber aufgrund der materiellen Lebensumstände als Alltagserfahrung meist ein nicht zu verwirklichender Traum. Rerrich (1988, 40) nennt die bürgerliche Familie "eine nur halb modernisierte Institution der Moderne". Was meint sie damit? Die traditionelle Familie ist insofern

unvollständig modernisiert, als in ihr die Verteilung von Chancen, Abhängigkeiten, Lebenslagen und Arbeitsaufgaben einer gänzlich anderen Logik gehorcht als andere zentrale Institutionen der Moderne, z. B. der Betrieb oder die Verwaltung, die die Erwerbsarbeit organisieren.

Heute wird einerseits im traditionellen Sinne der Wert des familiären Zusammenlebens ideologisch betont, andererseits ist die Tatsache, Kinder zu haben, in Deutschland zu einem effektiven Armutsrisiko geworden (vgl. Hanesch u.a., 1994). Und Menschen, die in der Familie alte oder andere pflegebedürftige Menschen betreuen (das sind fast ausschließlich Frauen), sind, wenn sie selbst alt sind, ebenso zur Armut verurteilt. Arbeit in der Familie wird zwar ideologisch hoch gelobt, Kozepte zu einer menschenwürdigen Gestaltung sind seit den 20er Jahren kaum weiterentwickelt worden. Die Arbeiten werden immer noch isoliert, mit wenig Möglichkeiten zur Kommunikation und Kooperation ausgeführt und sind weitestgehend einem Geschlecht als Hausfrau, Mutter, manchmal auch (wieder) Dienstmädchen zugeordnet. Die aktuellen sozialpolitischen Diskussionen laufen auf Forderungen hinaus, die Unterhaltskosten von Kindern weitgehend durch die Allgemeinheit zu übernehmen und die Erziehungs- und Pflegearbeit bis hin zur völligen Gleichstellung mit der Erwerbsarbeit sozialrechtlich abzusichern. Modelle zur sozialen Grundsicherung sollen eine Existenzsicherung aller Bürger und Bürgerinnen, unabhängig von ihrer ökonomischen Positionierung garantieren. Gerade Frauen kämpfen jedoch seit Jahrzehnten um die Teilhabe an gesellschaftlich organisierter existenzsichernder Erwerbsarbeit.

Ist die Familie eine gefährdete Art?

Betrachten wir die historische Entwicklung der Struktur der Familie, so stellen wir fest, daß sie einem ständigen Veränderungsprozess unterworfen ist. Besonders markant erscheinen die Veränderungen des sozialen Systems "Familie" jedoch in den letzten Jahrzehnten. Soziologinnen und Soziologen konstatieren Wertewandel, Individualisierung, Singularisierung und Pluralisierung der Lebensformen. Die Zeit eines einzigen, dominierenden Familienbildes scheint vorbei. Beklagt wird vor allem das Reißen ehemals gesicherter Familienbande und der Verfall von mit der Familie in Verbindung gebrachten Tugenden und Gewißheiten, wie Verpflichtung, Disziplin, Tradition, Verbindlichkeiten und Fleiß.

Beschrieben werden:

- sinkende Heiratszahlen
- steigende Scheidungszahlen
- geringer werdende Wiederverheiratungszahlen
- Zunahme von nichtehelichen Partnerschaften
- Rückgang der Kinderzahlen
- Zunahme von kinderlosen Ehepaaren
- steigender Anteil von Alleinerziehenden (besonders Müttern)
- Anstieg der Stiefelternfamilien
- Zunahme der Single-Haushalte (vgl. Langer, 1994, 362).

Aus diesen Entwicklungen wird vor allem geschlossen, daß die Menschen immer mehr vereinzeln und vereinsamen. Ängste werden geäußert, wenn es um die Frage geht, wie die von der Familie Entwurzelten (später) versorgt werden sollen. Beklagt wird die Desintegration der Familie vor allem deshalb, weil die Eltern (sprich Mütter) zu wenig zu Hause sind. Der Mangel an familiären Bindungen wird von Familiensoziologen für die Gleichgültigkeit und Orientierungslosigkeit der Jugendlichen verantwortlich gemacht. Wie schon früher in der Geschichte wird berufstätigen Müttern, vor allem Alleinerziehenden und anderen, die außerhalb des "normalen" Familienmodells leben, die Schuld für "entwurzelte", "verwaarloste" oder "psychisch gestörte" Kinder und Jugendliche zugeschoben. Dies geschieht, obwohl Untersuchungen immer wieder zeigen, daß Kinder berufstätiger Mütter selbständiger und verantwortungsbewußter sind als gleichaltrige, deren Mütter nicht berufstätig sind. Obgleich eine weitere Rechtfertigung unnötig erscheint, sei darauf hingewiesen, daß eine Studie, die die frühere Familienministerin Lehr durchführte, indem sie Akten ehemaliger Fürsorgezöglinge auswerten ließ, zeigte, daß 88 % der "asozial und kriminell" gewordenen Jugendlichen nicht berufstätige Mütter hatten (Lehr, zit. nach Frisé, 1983, 32).

Scheidung und Abtreibung werden (nicht nur) von der Kirche vehement bekämpft. Die Mächtigen und die Kirchen möchten unter allen Umständen die Entscheidung über Geburt und Nicht-Geburt von Kindern gesellschaftlichen Instanzen vorbehalten. Auch Bevölkerungswissenschaftler beobachten den Geburtenrückgang mit Sorge. Angeklagt werden in allen Fällen die Frauen, die selbst bestimmen wollen, ob sie Kinder bekommen oder nicht. Ihnen wird Egoismus oder Karrierestreben vorgeworfen. Betrauert wird der Verlust der Familie als Ort der Sinnstiftung und

Geborgenheit, obwohl Vergewaltigung (in der Ehe), Mißhandlung von Kindern und andere Familientragödien nicht nur die Phantasie der Medien, sondern auch die Gerichte verstärkt beschäftigen und nicht mehr zu reparierende Schäden bei den (zumeist schwächeren) Familienmitgliedern anrichten.

Es ist unglaublicher Zynismus, wenn der Papst in einem offenen Brief an die Frauen, anlässlich der UN-Welt-Frauen-Konferenz 1995 in Peking, die Frauen als "die wahren Heldinnen der Gesellschaft" bezeichnet, die "mit heroischer Liebe eine Schwangerschaft austragen, die aus Unrecht entstanden und ihr durch eine gewalttätige sexuelle Beziehung aufgezwungen worden ist" (Süddeutsche Zeitung vom 17. 8. 1995, 13). Da nützt es nichts, daß er in der gleichen *Famiglia Christiana* (Nr. 30/1995) die Würde der Frau beschwört und ihre Gleichstellung mit den Männern in Familie und Arbeitswelt bekräftigt. Durch die Heroisierung des Opfers ist die hei(lig)e Familie nicht zu retten.

Verantwortlich für das Heißlaufen des Familienmodells wird, neben dem Ausbrechen der Frauen, nicht selten die Überforderung der "kleinsten, aber mit Abstand effektivsten und effizientesten Institution unserer Gesellschaft" gemacht (SPD, 1994, 2). Angeprangert werden familienfeindliche Aspekte und Bedingungen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, wie Wohnungsbau, Arbeitswelt, Freizeitvergnügen. Beklagt werden steigende Anforderungen an Eltern und Kinder im Erwerbsleben und in der Schule. Verbände, Initiativen und staatliche Träger werden aufgerufen, Ideen zu entwickeln, wie unsere Gesellschaft kinder- und jugendfreundlicher gestaltet werden kann, damit Familie wieder Zukunft hat (vgl. Geschäftsstelle der deutschen Nationalkommission für das Internationale Jahr der Familie, 1994, 9). Unsere Gesellschaft wird aufgefordert, mehr Rücksicht auf die Belastungen, die Menschen zu tragen haben, die sich für ein Leben mit Familie und Kindern entschieden haben, zu nehmen. Dabei wird darauf verwiesen, daß der Kinderwunsch, der - trotz beobachteter Individualisierung und Singularisierung der "überwältigenden Mehrheit aller jungen Menschen" unterstellt wird, oftmals deshalb nicht verwirklicht wird, weil Rahmenbedingungen, die Familien eine "gleichberechtigte Teilhabe an der allgemeinen Wohlstandsentwicklung gewährleisten", noch ausstehen (vgl. Rönsch, 1994, 41). Von Seiten der Bundesregierung wird ein "Lastenausgleich... zwischen denjenigen, die Kinder erziehen und den Kinderlosen in unserer Gesellschaft" gefordert (ebd.).

Ist die Kernfamilie im Kern eigentlich kerngesund?

Andere mit der Situation der Familie beschäftigte WissenschaftlerInnen oder PolitikerInnen werden nicht müde, darauf hinzuweisen, daß es sich bei "neuen" (Zusammen-)Lebensformen jenseits der Vater-Mutter-Kind-Einheit lediglich um vorübergehende Strategien zur Bewältigung von Übergangsproblemen handelt, keinesfalls seien Alternativen zur Familie in Sicht, daher sei alles nicht so schlimm. Vor allem, was die "Singles" betrifft, handele es sich um "jüngere, meist ledige Männer und Frauen, die eine Eheschließung oder Familiengründung häufig nur aufschieben zugunsten ihrer Ausbildung oder Karriere" (Erler, 1994, 62). Selten sei Alleinleben ein dauerhaftes Konzept oder gar eine neue Lebensform. Temporäres Singletum, so wird vielfach getröstet, sei zudem im Wesentlichen auf die "alten Bundesländer" begrenzt, die "neuen Länder" seien im Familienleben beständiger. Aber gerade dort sind die Scheidungsraten hoch und der Geburtenrückgang nicht zu übersehen. Immerhin halbierten sich die Geburten innerhalb der ersten zwei Jahre nach der "Wiedervereinigung" und werden auch jetzt noch weniger. Familiensoziologen sehen auch hierin keinen Funktionsverlust. Sie erklären die demographischen Einbrüche als "Aggregateffekte individueller Schockerfahrungen" und als "Strategien zur Bewältigung von Übergangsproblemen" (z. B. Erler, 1994, 63). Es wird darauf verwiesen, daß in den nächsten Jahren bestimmt ein gewisser "Nachholeffekt" zu verzeichnen sein wird und für "Nachschub" sorgen wird. Alleinerziehung, Scheidung und Wiederverheiratung bedeuten "Fortsetzungsfamilien". Biologische und soziale Eltern-Kindschaft werden getrennt und Kinder und Elternteile in "Patchworkfamilien" verortet (64). Der Familienbegriff erfährt eine Ausweitung, indem Zusammenlebensformen, die früher noch als unordentlich galten, zu Familien deklariert werden. Damit wird der Beweis erbracht, daß Familie kein Auslaufmodell ist.

Die "vollständige", "intakte" Familie als traditionelles Leitbild bleibt - so bewiesen es auch jüngst die Veranstaltungen und die (Fest-)Reden "zum Internationalen Jahr der Familie 1994" - für alle Bevölkerungsschichten unangetastet. Die Hausfrau und Mutter steht nach wie vor im Zentrum der Familienbeschwörungen, auch wenn sie für einen begrenzten Abschnitt berufstätig sein darf oder teilzeitarbeitend oder in "ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen" (Möller 1988) zur Verbesserung des Familieneinkommens beitragen darf. Ulrich Beck hat am 25. Soziologentag 1990 in Frankfurt am Main vor dem Versuch gewarnt, die Familie sozialstrukturanalytisch zu verorten und "massendatenweise und methodenintensiv in die

alten Kategorienflaschen" abzufüllen (1991, 43). Er verweist auf "schockierende Entwicklungen: Wilde Ehen, Ehen ohne Trauschein, Zunahme der Einpersonenhaushalte, Alleinerziehende, Alleinnachziehende, alleinherumirrende Elternteile". Beck macht sich darüber lustig, daß die Familiensoziologie seit Jahren damit beschäftigt ist, trotz dieser Entwicklungen immer wieder nachzuweisen, daß die Kernfamilie im Kern eigentlich kerngesund sei. Er versteigt sich zu der Annahme, daß selbst, wenn 70% der Haushalte in Großstädten Einpersonenhaushalte sind, "unsere tapfere Familiensoziologie mit Millionen Daten beweisen wird, daß diese 70% nur deshalb allein leben, weil sie vorher und nachher in Kleinfamilien leben" (ebda.). Und die Frage danach, warum die Kleinfamilie in Deutschland so stabil ist, beantwortet er mit seiner "Geheimantwort": Die Familie ist deshalb so stabil, weil die Familiensoziologie mit der Kleinfamilie verheiratet ist und - so könnte man ergänzen, weil der Familiensoziologe verheiratet ist und in der Kleinfamilie lebt. Daß diese Voreingenommenheit das Blickfeld verengt, so daß weite Teile der tatsächlichen generativen Strukturen unbeachtet bleiben, wurde bereits früher festgestellt (BMFG, 1973, 68). Nach dem neuesten Familienbericht der Bundesregierung (1994, 70 ff.) sind tatsächlich nur noch 1/3 der Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland (Ost und West) Familienhaushalte im Sinne der Eltern-Kind-Einheit. Und tatsächlich trösten die Familiensoziologen, die den Bericht geschrieben haben, damit, daß sowohl "die kinderlosen Ehen", als auch die "Ein-Eltern-Familien" wie auch die "sogenannten Singles"... "ihre jetzige Lebensform nicht als bewußte alternative Lebensform zur traditionellen Eltern-Familie gewählt haben und daß diese zumeist eher als "verhinderte Eltern-Familie" zu gelten hat" (71). Womit wiederum bewiesen ist, daß die Kleinfamilie die stabilste Lebensform ist. Ulrich Beck erklärt das auch damit, daß es keine Typologie gibt, die nicht von der Kleinfamilie als Analyseeinheit ausgeht, weder sozialstatistisch, noch soziologisch (Beck, 1991, 43). Er schließt auch daraus, daß die Kontinuität der Kleinfamilie wesentlich in der Kontinuität der Kleinfamilien-Forschung begründet liegt.

Tatsächlich wird von den meisten Familiensoziologen die Kleinfamilie oder Kernfamilie als quasi natürliche Lebensform der Geschlechter angesehen. Das gilt seit der Entstehung der Familiensoziologie. Trotz der nicht abzustreitenden Strukturveränderungen gehen Forschung, soziologische Schichtungstheorien und Theorien gesellschaftlicher Ungleichheit von der Familie als Analyseeinheit aus. D.h. die gesellschaftliche Position von Frauen und Kindern wird abgeleitet vom Status des Mannes, also vom "Haupternährer". Auch Familienpolitik, Sozialpolitik, Arbeitsmarktpolitik,

Wohnungsbau, Kindertagesstätten- und Schulplanung u.a. infrastrukturelle Maßnahmen sind am traditionellen Bild der Vater-Mutter-Kind-Einheit orientiert. Systematisch werden damit die eigenständigen Positionen und Bedürfnisse aller Familienmitglieder, aber auch die hierarchisch strukturierten Geschlechterbeziehungen, kategorial-begrifflich vernachlässigt und Menschen, die in anderen als kleinfamilialen Lebensformen leben, diskriminiert.

Wie wenig eine solche Zuordnung für (verheiratete) Frauen taugt, hat Maria Rerrich (1990, 193) herausgearbeitet. Sie fand Frauen vor, die sich selbst im Hinblick auf Merkmale, die für ihre aktuelle Lebenszufriedenheit von Bedeutung waren, zu einem biografischen Zeitpunkt als privilegiert eingestuft haben, zu dem "alte" wie "neue" Schichtungstheoretiker, die die Familie als Analyseeinheit zugrunde legen, sie als weniger privilegiert eingestuft hätten. Da viele Frauen heute in einem anderen als dem ehelich-familiären (Re)Produktionsverhältnis stehen, taugt die Zuordnung über Familie und Ehemann sowieso nicht viel.

Wenn in diesem Zusammenhang der Wunsch geäußert wird, Ungleichheitsforschung möge Individuen erfassen und nicht die Familie als Ganzes, heißt das nicht, für eine weitere Individualisierung einzutreten, sondern es wird davon ausgegangen, daß verschiedene soziale Lagen nebeneinander existieren können und Ungleichheitserfahrungen wie auch Privilegien von unterschiedlichen Mitgliedern einer sozialen Gruppe unterschiedlich erlebt werden und dann auch verschieden beschrieben werden können. Der 1991 vom Deutschen Jugendinstitut in München erstellte Familiensurvey weicht ebenfalls vom Konzept der Kleinfamilie als Analyseeinheit ab und legt ein Konzept der "Pluralität der Lebenslagen" zu Grunde (Bertram 1991). Interessanterweise erwies sich für ein solches Vorgehen das Instrumentarium der amtlichen Statistik als ungeeignet, weil seine Analyseeinheiten zu sehr von den traditionellen Begriffen der "Haushaltsfamilie" geprägt sind (vgl. hierzu Langer, 1994, 363).

Jedenfalls bleibt die Arbeitsteilung stabil

Durch Geschlechtsrollen war die Arbeitsverteilung in der modernen Kleinfamilie lange Zeit normiert. Der Mann hatte die Rolle des Versorgers zu übernehmen (breadwinner - Haupternährer), komplementär dazu übernahm die Frau die Rolle der Hausfrau und Mutter. Dieses traditionelle Muster geschlechtsspezifischer kleinfamilialer Arbeitsteilung wird vor allem von jungen Frauen - weniger von jungen Männern - die noch keine Kinder

haben, in Frage gestellt. Dennoch bleibt während der Frühphase der Kindererziehung die traditionelle Arbeitsteilung die gängigste aller Lösungen. Fast alle Mütter nehmen Erziehungsurlaub, der sie für bis zu drei Jahren, bei mehreren Kindern auch länger, aus der Erwerbsarbeit ausgrenzt bzw. auf ungeschützte und nicht existenzsichernde Teilzeitarbeit drängt. Dies ist zumindest so lange der Fall, wie quantitativ ausreichende und qualitativ zufriedenstellende gesellschaftliche Einrichtungen zur Betreuung von Kindern fehlen. Nur 1,37 % der Väter nehmen das Angebot in Anspruch (Statistisches Jahrbuch 1992, 501).

Die viel zitierte Individualisierung und Ausdifferenzierung von Lebenslagen (vgl. Beck 1986 und Beck/Beck-Gernsheim 1994) bedeutet für Frauen zwar eine Optionserweiterung. Dennoch heißt das wesentlich für die einen immer noch ein entweder Beruf bzw. Studium oder Familie und für die anderen die schwierige Synthese zweier Lebensbereiche mit konträrer Logik. Das gilt ebenso für Frauen, die sich nicht in traditionelle Eheformen begeben, sondern die ohne Trauschein mit Partnern leben. Frauen sind es auch, die die gravierenderen Nachteile von Trennungsfolgen zu tragen haben (vgl. Geissler/Oechsle 1994, 139 ff.). Eine Untersuchung, die 1988 - 1990 mit Forschungsgeldern der Deutschen Forschungsgemeinschaft während der Zeit der Gründungsphase von 28 Kernfamilien durchgeführt wurde, führte zu dem Ergebnis, daß Frauen trotz hoher Identifikation mit ihrer Erwerbsarbeit - in ihren Berufsplänen zurückstecken und eine von Männern, oder als Alleinerziehende vom Staat, abhängige Lebensweise (zumindest vorübergehend) in Kauf nehmen. Dies taten sie selbst dann, wenn sie die gleichwertige oder bessere Qualifikation und den aussichtsreicheren und besser abgesicherten Erwerbsarbeitsplatz inne hatten (Notz 1991). Da sie sich sowieso zu Hause befanden, änderte sich auch die Arbeitsteilung im Haushalt schlagartig. Selbst dort, wo sich vor der Geburt des Kindes ein verändertes Rollenverhalten durchgesetzt hatte, trugen die Frauen nach der Geburt wieder die Hauptlast der Haushaltsführung. Bei den mit dem Kind verbundenen Arbeiten suchten sich die Männer die heraus, die ihnen am meisten Spaß bereiteten, wie spielen oder spazierengehen. In dieser qualitativen Untersuchung waren es immerhin acht Paare, bei denen die Frauen die qualifiziertere Berufsausbildung hatten. Nur einer der Männer nahm einen Teil des Erziehungsurlaubs. Bei elf Paaren hatte die Frau den qualifizierteren und sichereren Arbeitsplatz. Es waren ebenfalls die Frauen, die den Erziehungsurlaub nahmen, nur zwei Paare haben ihn geteilt, sie waren in akademischen Positionen und konnten es sich finanziell leisten.

Die Begründungen für die Befreiung der Männer von den Reproduktionsarbeiten waren vielfältig: Der Mann müsse in der Berufsarbeit erst mal Fuß fassen, war eine der verbreitetsten Aussagen bei den befragten Frauen. Die Männer befürchteten vor allem Schwierigkeiten für die aktuelle und spätere Erwerbsarbeitssituation. Sie fürchteten Knicke in der Karriere, hänselnde Kollegen, die danach fragen, ob sie keine Frau zu Hause hätten, die ihr Kind versorge. Sie sagten, ihr Vorgesetzter billige das nicht, vom Erziehungsgeld könnten sie nicht leben, sie wollten eigenes Geld, es sei ihnen wichtig, einen großen Teil des Familieneinkommens zu verdienen. Manche sagten, sie fänden die Isolation zu Hause einfach schrecklich, hätten Angst, wenn man mal aus dem Beruf raus sei, nicht wieder rein zu kommen. Das waren (fast) alles Argumente, die auch für Frauen zutreffen und sich nachteilig auf deren Erwerbstätigkeit, Lebensplanung und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung auswirken.

Die These, daß die schlechteren Berufsausbildungen, bzw. die schlechter bezahlte Teilhabe der Frauen am Erwerbsarbeitsmarkt schuld sind, daß die Männer von den staatlichen Angeboten, an der Familienarbeit teilzunehmen, keinen Gebrauch machen, muß mit dieser (qualitativen) Untersuchung widerlegt werden; nur zwei Väter waren während der Familiengründungsphase Alleinverdiener. Nur sieben verdienten mehr als ihre Frauen. Es ist vor allem die Tatsache, daß es zwischen den (Ehe)paaren individuell ausgehandelt werden muß, wer wie lange zu Hause bleibt, die zu Überforderungen der Partnerschaften und vor allem der Frauen führt. Dies bezieht sich sowohl auf die Bewältigung der ökonomischen wie auch psychischen und physischen Schwierigkeiten. Meist wirken sich die Ergebnisse der Aushandlungsprozesse zu Lasten der Frauen aus. Oft sind Trennungen und Fluchtversuche die Folge. Freilich kann nicht verschwiegen werden, daß verschiedene Frauen im traditionellen Familienbild - trotz objektiver Nachteile - für sich auch subjektive Vorteile sehen.

Dennoch: auch die Frauen, die scheinbar gerne zu Hause bleiben, werden, nach einigen Jahren, wenn die Kinder größer sind und die Familienarbeit nicht mehr tagesausfüllend auftritt, Probleme bekommen, sich in den Beruf wieder einzugliedern (vgl. Notz 1992). Berufliche Qualifikationen veralten rasch. Arbeitgebervertreter sagten im Rahmen von Interviews: "Nach zwei Jahren sind die Qualifikationen veraltet" und sie meinten das berufsunspezifisch. Gravierende strukturelle Veränderungen durch high tech und neue Formen der Arbeitsorganisation wird es auch in der Zukunft v.a. in den Frauenarbeitsmarktsequenzen geben und auch der Konkurrenzdruck zwischen

den Bewerberinnen wächst ins Unermeßliche.

An dieser Untersuchung waren überwiegend junge Familien beteiligt, mit einem Bildungsniveau unterhalb der akademischen Schichten. Man hofft, von der neuen Generation der Studierenden zu hören, daß sie Ernst macht mit der Gleichberechtigung. Auch hinter der Wohnungstür. Daß sich junge Väter um ihre Kinder kümmern, einkaufen, den Haushalt versorgen, während die Mütter ihre Diplom-Arbeit schreiben, so wie es umgekehrt oft der Fall ist. Weit gefehlt. Der Würzburger Familiensoziologe Jan Künzler stellt fest (1994, 124 ff.), daß sich gerade bei jungen Frauen und Männern mit hohem Bildungsniveau in den letzten Jahren die Einstellungen zur familialen Arbeitsteilung stark gewandelt haben. Eine partnerschaftlich-egalitäre Arbeitsteilung wird mehrheitlich begrüßt. Er befragte 66 Studenten und Studentinnen mit Kleinkindern. Er mußte feststellen, daß auch in Studentenhaushalten Hausarbeit und Kinderbetreuung ungleich, und zwar zu Lasten der Frauen verteilt sind. Er schließt daraus, daß auch Studentinnen mit Kindern wesentlich weniger Zeit für ihr Studium investieren können als Studenten, die Kinder haben. Lediglich "eine relativ große Minderheit hatte partnerschaftliche Formen der Arbeitsteilung verwirklicht.". Tatsächlich fand er heraus, daß bei 2/5 der Familien, in denen beide Partner studieren, der Mann nur ein Drittel der Hausarbeit erledigt - oder weniger. Auch die Partnerin des Studenten arbeitet (insgesamt) mindestens 11,4 Stunden pro Woche länger als er, studiert deswegen auch 12,1 Std. pro Woche weniger. Die Hälfte der Studentinnen studiert sogar 22,3 Std. weniger als der Familienvater. So die Ergebnisse der Würzburger Untersuchung. Künzler befürchtet, daß sich derartige familiäre Arbeitsteilungen kaum noch revidieren lassen, wenn - nach dem Studium - sich die Zeitstrukturen einer Erwerbstätigkeit restringierend auswirken. Die Tatsache, daß die traditionelle geschlechterhierarchische Arbeitsteilung zwar von vielen Frauen (und einzelnen Männern) als nicht erstrebenswert für ihre eigene Lebens-Arbeitsgestaltung angesehen wird, von einem "tiefgreifenden Wandel" in den Geschlechterbeziehungen (Beck-Gernsheim, 1989, 101), was die realisierte Arbeitsteilung angeht, jedoch keinesfalls die Rede sein kann, zieht sich durch viele Untersuchungen. Die meisten Männer spüren keine "Vereinbarkeitsproblematik", weil es für sie nichts zu vereinbaren gibt (vgl. Notz 1991 b). Die Männer-Studie von Sigrid Metz-Göckel und Ulla Müller bestätigte bereits 1986 (23) ein gestiegenes Problembewußtsein bei den Männern, was die Notwendigkeit der Haus- und Sorgearbeitsbeteiligung angeht. Auch die Autorinnen konnten keinen Problemdruck registrieren, der dann auch Verhaltensänderungen bewirken würde. Ulrich Beck spricht - indem er sich

auf diese "Männer-Studie" bezieht - von "verbaler Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre" (1986, 169) bei seinen Geschlechtsgenossen. Diese "Verhaltensstarre" kann jedoch nur durchgehalten werden, indem Frauen - trotz hoher Identifikation mit ihrer Erwerbsarbeit und trotz des Wunsches nach eigener Existenzsicherung - immer wieder zurückstecken. So erklärt sich auch die Stabilität der traditionellen Arbeitsteilung. Dabei nützt es nichts, daß Frauen den Männern klarmachen, daß sie von ihnen unterdrückt werden, und daß diese das doch bitte sein lassen sollen. Da hilft nur Druck, der praktisch erfahren läßt, daß Frauen nicht mehr willens sind, die Unterdrückung zu akzeptieren. Es geht dabei um mehr, als daß jede Frau für sich zu vereinbaren versucht, was schließlich nicht individuell vereinbart werden kann ohne Kosten für die Frauen. Es geht um Strategien, die geeignet sind, den Wunsch nach eigener Existenzsicherung durch sinnvolle Arbeit für alle zu ermöglichen. Möglicherweise bleibt die Arbeitsteilung auch deshalb so stabil, weil viele Frauen nicht mehr in der Auseinandersetzung mit dem einen Mann ihre Kräfte verschleifen wollen, und Frauen, die ihre eigenen Vorstellungen zu verwirklichen suchen, Familiengründung und Ehe generell vermeiden und keine Kinder bekommen (vgl. auch Rerrich 1988, 123). Andere leben - nach (vielleicht kurzer) Ehezeit als Alleinerziehende oder hoffen, daß das traditionelle arbeitsteilige Familienmodell mit Ablauf der Kleinkindphase außer Kraft gesetzt wird - was sich meist als Illusion erweist. Die Fröstigkeit der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wie sie das Drei-Phasen-Modell vorsieht, ist ohnehin eine Farce, solange die berufliche Wiedereingliederung mit großen Problemen behaftet ist. Zudem ist es nicht nur die Erziehung, Sorge und Betreuung von kleinen Kindern, die Frauen an die Familien bindet. Nicht nur Kinder kosten Karriere, sondern auch das Pflegen der eigenen Eltern und Schwiegereltern, das angesichts des demographischen Wandels und sozialstaatlicher Einsparungen bei der Bereitstellung von Infrastruktur steigende Bedeutung gewinnt. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist damit nicht länger ein phasenweises Problem, sondern wird zum lebenslangen Prozeß. Viele (Familien)frauen rutschen von einer Pflegesituation in die andere.

Der Staat begünstigt die Hausfrauenehe

Die Einführung der obligatorischen Zivilehe fixierte die bürgerliche Kleinfamilie und legalisierte sie durch Gesetz. Personell anders zusammengesetzte Lebensformen werden seitdem durch Politik und Gesellschaft als defizitär und "unvollständig" bezeichnet. Dies gilt bis heute. Obwohl die konventionelle Ehe nicht mehr die alleinige Norm des Zusammenlebens ist

und immer mehr Frauen das Hausfrauendasein als ausschließlichen Lebensinhalt ablehnen, begünstigt der Staat die Einverdiener-Ehe und damit den Ehemann durch das Ehegattensplitting. Vor allem höherverdienende Ehemänner haben steuerliche Vorteile. Diese Vergünstigung soll dazu beitragen, Ehefrauen vom Arbeitsmarkt fernzuhalten und Sorgearbeiten kostengünstig in der Familie zu erledigen (Langer, 1994, 266). Das Ehegatten-Splitting begünstigt alleine den Tatbestand "Ehe", obgleich nur noch die Hälfte aller (Ehe) Paare Kinder zu versorgen hat (Wirtschaft und Statistik, 1993, 195) und knapp 11 % (West) und 15 % (Ost) Alleinerziehende sind und keinen Splittingvorteil haben. Die Belohnung für die durch Staat (und meist auch Kirche) abgesegnete Zweierbeziehung stellt den weitaus größten Posten aller "familien"politischen Leistungen dar (ebd.). Bestraft werden die Kinderlosen und zwar durch den "Familienlastenausgleich". Er ist v.a. daran orientiert, die Lasten zwischen Familien mit Kindern und solchen, die keine Kinder haben, auszugleichen. Er setzt nicht dabei an, Kinder benachteiligter Schichten zu fördern, sondern wirkt sich bei Höherverdienenden deutlich entlastender aus als bei armen Familien (vgl. Langer, 1994, 365). Daß die Pluralisierung der Lebensformen und -stile zu weiteren Ausgrenzungen führt, weist Barbara Riedmüller (1994, 81) nach. Sie führt die Spaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche vor allem auf die rasante Ausgrenzung von Frauen aus der Erwerbsarbeit zurück. Daneben nennt sie Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt, höhere Scheidungsraten, alternative Lebensformen und den Anstieg nicht-ehelicher Geburten als Indikatoren für "neue Armut". Hier werden die Grenzen der Individualisierung deutlich: die, im Gegensatz zu früher, freiere Entscheidung, ob eine Frau heiratet oder nicht, ob sie die Scheidung beantragt oder dauernde Konflikte erträgt (Beck-Gernsheim, 1994, 123), macht sie zum Armutsopfer. Schließlich wird sie dafür bestraft, daß sie (in einer individualisierten Gesellschaft) anders lebt, als sie soll.

Die wichtigste familienpolitische Reform der 80er Jahre ist zweifelsohne das Erziehungsgeldgesetz. Zwar bietet der Gesetzgeber den damit verbundenen Erziehungs"urlaub" geschlechtsneutral an. Es kann also der Vater statt der Mutter den Erziehungs"urlaub" in Anspruch nehmen. Die Akzeptanz in den alten wie in den neuen Bundesländern ist, wie weiter vorne bemerkt, gering. Das verwundert nicht, denn auch das Erziehungsgeldgesetz orientiert sich an der traditionellen Kleinfamilie, in der der Mann der "Hauptnährer" ist und vorübergehender oder teilzeitarbeitender (mitverdienender) Hausfrauenu-mutter. Das Erziehungsgeld von 600,- DM und der mit einem langem Ausstieg aus der Erwerbsarbeit verbundene Erziehungs"urlaub" verfolgen die Absicht, daß die Mütter mit kleinen Kindern zumindest über einen

längeren Zeitraum in die Familie zurückkehren sollen. Rollentausch ist möglich. Würde er auf breiterer Ebene praktiziert, änderte das auch nichts an den Strukturen, die Benachteiligungen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt zur Folge haben. Es würden lediglich die Rollen getauscht. Belohnt werden auch mit diesem Gesetz Hausfrauen. Alleine für sie ist das Erziehungsgeld ein zusätzlicher Verdienst. Alle anderen haben erhebliche finanzielle Einbußen, v.a. betrifft das Alleinerziehende ohne "Hauptnährer". Sie müssen - da sie vom Erziehungsgeld nicht leben können, die Abhängigkeit von "Vater Staat" in Form von Sozialhilfe in Anspruch nehmen. Alleinerziehende werden aufgrund ihrer großen Anzahl immer wieder als neue Familienform herausgestrichen. Dennoch kann nicht übersehen werden, daß sie zu Bittstellerinnen gemacht werden, weil sie kein "normales" Familienleben führen. Margarete Landenberger sieht die Maßnahme im Zusammenhang mit dem Beschäftigungsförderungsgesetz und der Anerkennung von Erziehungs- und Pflegezeiten auf die Rentenversicherung (Landenberger, 1983, 83). Sie weist nach, daß dieses "Maßnahmepaket" auf Entlastung des Arbeitsmarktes zielt und zur Flexibilisierung der Beschäftigung sowie zur Personalsektion beiträgt. Frauen nehmen die Maßnahmen in Anspruch, weil die gängige Ideologisierung sie sonst als Rabenmütter diskriminiert und weil Kinderbetreuungs- u.a. infrastrukturelle Einrichtungen fehlen und auch nicht zu erwarten ist, daß sie ausgebaut werden. Was die Versorgung der 0-3jährigen betrifft, werden vorhandene Plätze eher reduziert, weil davon ausgegangen wird, daß durch die Inanspruchnahme des Erziehungsurlaubs die Hausversorgung sichergestellt ist, und weil der seit 1992 im Juendhilfegesetz verankerte Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz als Rechtfertigung für die bevorzugte Bereitstellung von Plätzen für ab 3-jährige benutzt wird. Daß die weitgehendst nur stundenweise Versorgung dieser Altersgruppe oft nicht einmal eine Teilzeittätigkeit der Mütter zuläßt, steht auf einem anderen Blatt. Zudem beweisen Untersuchungen, daß Kinder aller Altersgruppen gleichaltrige Spielgefährten brauchen (Schneider, 1995). So werden Familienrollen, die vor einer Familiengründung bewußt anders gestaltet werden sollten, rekonstruiert und zementiert. Die Leidtragenden sind Frauen und Kinder. Anläßlich des Jahres der Familie wurden "politische Maßnahmen" gefordert, durch die die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen innerhalb der Familie fester verankert, eine ausgewogene Verteilung der Haushaltspflichten herbeigeführt und die gleichberechtigte Verwirklichung beruflicher Möglichkeiten erreicht werden soll (Geschäftsstelle, 1994, 28). Um dies zu erreichen, erscheinen die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Regelungen und Gesetze nicht geeignet.

Zu Zeiten, in denen Frauen auf dem Arbeitsmarkt gebraucht wurden, wurde die Familie als ausschließliche Sozialisationsinstanz weniger hoch gejubelt. Eine Studie des BMJFG von 1973 (Wurzbacher und Cyprian) zeigt die Sozialisationschwächen der modernen Kleinfamilie auf, und die FamiliensoziologInnen, die daran gearbeitet haben, weisen nach, daß diese Zusammenlebensform nur unzureichend geeignet ist, die nachfolgende Generation auf die Bewältigung ihrer Geschlechterrollen, ihrer späteren Familienrollen sowie ihrer Berufsrolle vorzubereiten. Es wurden familienpolitische Maßnahmen gefordert, die das ganze soziale Umfeld der Familie berücksichtigen. Die Trennung zwischen Mutter und Hausfrauenrolle und Vater und Erwerbsrolle wurde als völlig veraltet und als "ein Instrument zur Unterdrückung der Frauen und zur unterschiedlichen Positionierung der Geschlechter in der Gesellschaft" beschrieben. Es wurde festgestellt, daß die Struktur einer Wohngemeinschaft bessere Voraussetzungen als die Kleinfamilie schafft, um einer "zeitgemäßen Auffassung von den Geschlechterrollen gerecht zu werden" (62).

Warum reißen die Familienbande?

Trotz aller Ideologisierung kann dennoch nicht davon ausgegangen werden, daß die Institution Familie rekonstruiert werden kann, indem die Gruppe der unzufriedenen Hausfrauen vergrößert wird. Frauen lassen sich nicht in einer größeren Anzahl zurück an den Herd zwingen oder auch nur locken. Dies funktioniert vor allem dann nicht, wenn sie in ihrem Beruf Selbstverwirklichungsmöglichkeiten finden. Eher entscheiden sie sich für ein Leben ohne Kinder, wenn ihnen die Verantwortung zu groß erscheint. Es gibt viele Spekulationen darüber, warum die Familienbande reißen. Der verstärkte Wunsch nach Teilnahme der Frauen, auch wenn sie Mütter oder Großmütter sind, an der außerhäuslichen gesellschaftlichen Produktionsarbeit ist es vor allem, der den Veränderungsprozeß der Familie determiniert. Er führt dazu, daß nicht mehr davon ausgegangen werden kann, daß Haus- und Sorgearbeiten billig oder kostenlos, wie in der Vergangenheit, durch Frauen erledigt werden. Die vielbeklagte "zunehmende Erwerbsneigung" der Frauen wird schließlich v.a. deshalb zum Problem, weil sie nicht mit einer zunehmenden Neigung der Männer, Haus- und Sorgearbeiten zu übernehmen, korrespondiert. Viele Frauen haben genug von der ideellen Aufwertung der Familienarbeit durch Politik und Gesellschaft. Die anspruchslose Hausfrau, die ausschließlich im Dasein für ihren Mann und ihre Kinder aufgeht und keinerlei (Frei)Räume für sich selbst beansprucht, ist für sie kein erstrebenswerter Lebensentwurf. Erzwungene familiäre Beziehungen

werden oft zu Schraubstöcken. Fertige "Gegenmodelle" werden freilich noch nicht in Ratgeber-Form angeboten. Frauen und Männer haben dennoch begonnen, gewonnene Freiheiten zu nützen. Vor allem Frauen lösen sich aus einst festgeschriebenen Rollen, die für sie nicht mehr stimmen. Sie lehnen es ab, sich in der Familie zu opfern, steigen aus den Familiennestern aus und nehmen das Recht auf eigene Existenzsicherung in Anspruch, auch wenn sie Kinder haben. Aber auch für manche Männer wird die traditionelle Arbeitsteilung problematisch. Sie sind nicht mehr damit einverstanden, daß auf ihren Schultern alleine die finanzielle Verantwortung für die Familie ruht.

Traditionelle Familienbande reißen auch deshalb, weil Töchter sich dem Zugriff der Mütter entziehen, oder weil sie vor gewalttätigen Vätern flüchten und diese als Vorbilder ablehnen. Weil Söhne Wut und Verachtung gegenüber ihren Vätern fühlen, weil sie deren Macht-Inszenierungen nicht aushalten, weil junge Frauen sich dem verzweifelt Gerangel der Geschwister entziehen, und weil Ehefrauen aus den Familien desertieren, weil sie erkannt haben, daß sie nicht zu Befehlsempfängerinnen taugen.

Baumeisterinnen eigener Netzwerke

Der "Funktionsverlust" der Familie wird gleichgesetzt mit dem Verschwinden von zwischenmenschlicher Solidarität und Gemeinschaft. Dabei werden die ganz anderen Qualitäten gelegentlicher oder auch dauerhafter Kooperationen übersehen. Den Begriff "Familie" gibt es erst seit etwa 1700 als Fremdwort im deutschen Sprachgebrauch. Gegenüber früheren Zeiten, als nicht nur blutsverwandte Menschen zur Familie gehörten, hat er sich eingengt. Warum sollte er sich nicht wieder ausdehnen? Nicht in die ursprüngliche Form, sondern in viele Richtungen zugleich? Durch den von Bien und Marbach (1991, 3 ff) entwickelten "netzwerktheoretischen Zugang" bei der Untersuchung von menschlichen Beziehungsgefügen konnte herausgearbeitet werden, daß nicht nur "Singles", sondern auch andere vorfindbare Lebensformen in Verwandtschafts- oder Freundschaftsnetze eingebettet sind. Gegenwärtig gibt es tatsächlich eine historisch einmalige Vielfalt von unterschiedlichen Möglichkeiten, die Frauen, Männer und Kinder bereits leben. Freilich gelten viele dieser gelebten Formen bei Eltern, Lehrern, Kirchenvertretern und anderen für Moral und "Normalität" Zuständigen noch immer als unordentlich. Vielleicht sollten wir daher den belasteten und strapazierten Begriff "Familie" nicht auf alle Zusammenlebensformen anwenden. Da gibt es Lebensgefährten und Lebensabschnittsgefährten,

Hausgemeinschaften, Hofgemeinschaften, Lebensgemeinschaften, Kommunen, Bezugsgruppen, Wohngemeinschaften und Beziehungsformen, für die wir noch keinen Namen haben. Sie werden von Menschen gelebt, die ganz bewußt andere Formen wählen als die traditionell vorgesehenen. Männer und Frauen beschränken ihre Beziehungen nicht mehr auf Ehe und Verwandtschaft und entwickeln neue Formen der Solidarität, jenseits von staatlichem und kirchlichem Segen und ohne das Versprechen eines guten Lebens im Jenseits. Diejenigen, die scheinbar alleine herumirren, finden Geborgenheit in der Gemeinschaft und in neuen Beziehungsmustern, die freilich, ebenso wenig wie die Ehe, immer auf Ewigkeit angelegt sind.

Perspektiven für die Zukunft

Wenn Hausfrauehe und lebenslange Kernfamilie heute eher die Ausnahme als die Regel sind, und wenn Frauen wie Männer, auch wenn sie in der Kernfamilie leben, eine eigenständige Existenzsicherung anstreben, so hat dies Konsequenzen für die Familienpolitik. Um dem Trend der Formenvielfalt im menschlichen Zusammenleben gerecht zu werden, werden soziologische Analysen der neuen und anderen "privaten" Beziehungen und Gruppierungen in der postmodernen Gesellschaft, aber auch über die Bedürfnisse und die notwendigen infrastrukturellen Voraussetzungen und über die Auswirkungen der "riskanten Freiheiten" (Beck/Beck-Gernsheim, 1994) auf die Individuen notwendig. Dabei kann es nicht alleine darum gehen, sich häufende 'neue Familienformen' zu 'normalisieren', und damit wiederum andere daran zu messen. Es geht darum, allen Menschen gleiche Existenzberechtigung zuzugestehen, egal, ob sie alleine, zu zweit oder zu mehreren, mit oder ohne Kinder, monogam oder polygam, homo-, hetero-, bisexuell oder in anderen als sexuellen Beziehungen zusammenleben. Es geht um eine Gesellschaft ohne Besitzansprüche von Menschen an Menschen, ohne Unterdrückung und Gewalt, um die Utopie von freien Zusammenschlüssen unter freien Menschen.

Literatur:

- Beck, Ulrich (1986):
Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich (1990):
Der Konflikt der zwei Modernen, in: Zapf, Wolfgang (ed.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften, Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentags in Frankfurt/M., Frankfurt/M./New York, 40-54.

- Beck Ulrich (1994):
Jenseits von Stand und Klasse? in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (ed.): Riskante Freiheiten, Frankfurt/M., 43-60.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (ed.) (1990):
Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (ed) (1994):
Riskante Freiheiten, Frankfurt/M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1989):
Mutterwerden - der Sprung in ein anderes Leben, Frankfurt/M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994):
Auf dem Weg in die postfamiliale Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (ed.): Riskante Freiheiten, Frankfurt/M.
- Bertram, Hans (ed.) (1991):
Die Familie in Westdeutschland, Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen.
- Bien, W./Marbach, J. (1991):
Haushalt - Verwandtschaft - Beziehungen: Familienleben als Netzwerk, in: Bertram, Hans (ed.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen 1991, 3-44.
- Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (ed.) (1973):
Probleme der Familie und der Familienpolitik in der BRD, Bd. 7 der Schriftenreihe des BMJFG, Bonn.
- Bundesministerium für Familie und Senioren (BMFuS) (1994):
Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht, Bonn.
- Erler, Michael (1994):
Die Familie - eine gefährdete Art? oder: Der Wandel einer Lebensform, in: Sozialmagazin, 19. Jg., H.7-8, 60-69.
- Frisé, Maria (1983):
Erbarmen mit den Männern. Gedanken zum Thema Männer, Frauen und Familie, Reinbek.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1994):
Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (ed.): Riskante Freiheiten, Frankfurt/M.
- Geschäftsstelle der Deutschen Nationalkommission für das Internationale Jahr der Familie (1994):
Abschlußbericht zum Internationalen Jahr der Familie 1994, Bonn.

- Girtler, Roland (1989):
Die bergbäuerliche Familie der "guten alten Zeit", in: Herlth, Alois/-
Stromeier, Klaus Peter (ed.): Lebenslauf und Familienentwicklung,
Opladen, 257-277.
- Gutschmidt, Gunhild (1986):
Kind und Beruf. Alltag alleinerziehender Mütter, Weinheim.
- Hanesch, Walter u.a. (1994):
Armut in Deutschland, Reinbek.
- Künzler, Jan (1994):
Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit,
Bielefeld.
- Landenberger, Margarete (1991):
Familienpolitische Maßnahmen und ihre Wirkungen auf Arbeitsmarkt-
chancen und soziale Sicherung von Frauen, in: Gather, Claudia u. a. (ed.):
FrauenAltersSicherung, Berlin, 83-105.
- Langer, Ingrid (1994):
(K)ein Grund zum Jubeln: Ist die Familie in der Krise oder die Familienpo-
litik? in: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, H.10, 1994, 362-370.
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula (1986):
Der Mann, Die Brigitte-Studie, Weinheim/Basel.
- Möller, Carola (1988):
Flexibel in die Armut. Empirische Untersuchung und theoretische Verortung
prekärer Arbeitsverhältnisse, Hamburg.
- Notz, Gisela (1991):
Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann, die Auswirkun-
gen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von
Müttern und Vätern, Bonn.
- Notz, Gisela (1991 b):
Auf der Suche nach den neuen Vätern, Frankfurt/M.
- Notz, Gisela (1992):
Zurück in den Beruf. Köln
- Notz, Gisela (1993):
Frauen nun doch an den Herd? Erziehungsgeld, Erziehungsurlaub und die
Auswirkungen auf die Lebens- und Arbeitssituation von Müttern, in:
Gather, Claudia u. a. (ed.): Frauen-Alters-Sicherung, Berlin, 106-119,
2.Aufl.
- Rerrich, Maria S. (1988):
Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen,
Freiburg.

- Rerrich, Maria S (1990):
Ein gleiches Leben für alle? Über Ungleichheitserfahrungen im familialen
Alltag, in: Soziale Welt, Sonderband 7: Lebenslagen, Lebensläufe,
Lebensstile, 189-205.
- Riehl, Heinrich Wilhelm (1855):
Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik,
3 Bde., 3. Band: Die Familie, Berlin.
- Rönsch, Hannelore (1994):
Für mehr Solidarität mit den Familien, in: Geschäftsstelle der Deutschen
Nationalkommission für das Internationale Jahr der Familie, Abschlußbe-
richt zum Internationalen Jahr der Familie 1994, 40-45.
- Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer (1990):
Kleine Helden in Not, Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek.
- Schneider, Cornelia (1995):
Kinder brauchen Kinder - Soziale Kmpetenz der Kinder unter drei Jahren
(unveröffentl. Manuskript), Hannover.
- Sozialdemokratische Partei Deutschlands-Bundestagsfraktion (1994):
Argumente-Familien-Angelegenheiten: Wie Familien leben und (besser)
leben können, Bonn.
- Statistisches Jahrbuch 1992
Süddeutsche Zeitung vom 17.8.1995
Wirtschaft und Statistik 3/1993
- Wurzbacher, Gerhard/Cyprian, Gudrun (1973):
Sozialisationsmängel in der Kleinfamilie unter besonderer Berücksichtigung
der Bundesrepublik Deutschland, in: Schriftenreihe des Bundesministers
für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 7, Bonn, 9-64.